

Unsere Familie in den Kriegsjahren

Ab dem Kindesalter waren wir Kinder, meine Schwester und ich, samt unserer Familie mit den Kriegssorgen konfrontiert. Bereits 1939 musste unser Vater und andere Männer des Ortes zum Reichsarbeitsdienst. Sie waren eingesetzt zum Bau des Westwalls und um Bunker, Panzergräben und Wehrstellungen auszubauen. Bei uns im Ort waren zwei arme Brüder aus Weizen bei Stühlingen untergebracht. Der eine, Johann Hamburger, war bei der Familie von Xaver Schreiber „eingesetzt“. Er wurde von einem LKW erdrückt und tödlich verletzt.

Der zweite, Josef Hamburger, wurde während der Dienstzeit unseres Vaters beim RAD als Helfer in der Landwirtschaft unserer Familie zugeteilt. Mit Erreichen des 18. Lebensjahres erfüllte er sich seinen Traum und ging als Freiwilliger zum Militär, wo er bald beim Kampfeinsatz gefallen ist.



Im Jahre 1943 wurden die älteren Jahrgänge des Dorfes gemustert und zum Teil auch einberufen. Unser Vater war der zweitälteste (Jahrgang 1901) dieser „Rekruten“. Er wurde einberufen nach Rastatt, um junge Pferde einzufahren und militärtauglich auszubilden. Diese Zeit dauerte nicht lange, denn sie wurden jetzt regelmäßig von den Tieffliegern (Jabo) aufgesucht.

Ab dieser Zeit wurden nur noch Munitionstransporte zur Front über den Rhein gefahren, Nacht für Nacht mit der Fähre übergesetzt und gefahren bis in den Raum Lothringen und Pfalz. Zum Heimtransport mussten sie oft tote Soldaten zurückbringen. Als die Front näher rückte und die Munition rarer wurde, mussten sie in Stuttgart „gewisse“ zerbombte Gebäude aufräumen.

1945 kam die Front an den Rhein und das Ende war absehbar. Der Rückzug ging über den Schwarzwald mit unbestimmtem Ziel. In den ersten Maitagen wurde der Tross von drei, mit Pistolen bewaffneten, uniformierten Elitesoldaten angehalten und über die neueste Wunderwaffe informiert. Es wurden alle abgefragt, ob sie an den Sieg glauben. Nachdem dies alle bejaht hatten, fuhr der Tross weiter bis Eptenhofen nahe der Schweizer Grenze. Am 08. Mai wurden die Pferde der Freiheit übergeben. Unser Vater machte sich auf den Weg nach Freiburg. Im Wald lag noch viel Schnee. Er schlief (ruhte) unter dem Tannenjungwald. In Breinau konnte er bei einer Familie übernachten, wo er auch Zivilkleidung leihweise erhielt.

Von dort machte er sich wieder auf den Weg Richtung Freiburg – Mundenhof – Daxwangen und über den Tuniberg und kam am 12. Mai abends um halb 9 Uhr in der Heimat an, bekleidet wie ein Schwarzwälder Bauer mit Schlapphut.

Es war eine große Freude in der Familie, dass der Vater wieder zuhause war. Es herrschte dann dennoch eine große Unsicherheit, noch in französische Gefangenschaft abgeholt zu werden, da er keine Wehrmachtentlassungspapiere hatte.

Wie war es zuhause?

Von 1940 bis Frühjahr 1943 war der Vater noch zuhause und betrieb die Landwirtschaft und Holzeinschlag im Gemeindewald. Nach seiner Einberufung war die Mutter mit uns Kindern alleine und hatte alle Hände voll zu tun. Erst nach geraumer Zeit wurde uns ein junger Pole zugeteilt zur Mithilfe in der Landwirtschaft. Die Polen wurden nicht als Kriegsgefangene geführt, sondern als zivile Arbeitshelfer und hatten Anspruch auf einen Wohnraum. Nur das Essen durften sie nicht am Familientisch einnehmen. Es musste ein separater Essplatz vorhanden sein. Bei uns war immer ein Teller mit Besteck auf der Anrichte, gegessen hat er immer bei uns am Tisch.

Der Helfer (Ignatz) war schon an einigen Stellen und war somit Kandidat für das Arbeitslager in Mannheim.

Unsere Mutter sagte ihm, was er machen soll und kann und ließ ihn walten, was er auch honorierte. Er hatte bald Kontakt zu den weiteren Kollegen aus Polen. Von diesen bekam er auch junge Stallhasen geschenkt, die er bestens pflegte und sich vermehren ließ. Nach kurzer Zeit gab es bei uns öfters Hasenbraten. Bald hatte er ca. 40 Stück beisammen.

Als Beruf gab er bei allen Arbeitseinsätzen Zirkushelfer an. Es stellte sich aber bald heraus, dass er ein begabter Handwerker war. Er war gelernter Maurer, was nach außen sein Geheimnis blieb. Ignatz hatte bei uns eine gute Unterkunft und persönliche Freiheiten. Aber es fehlte ihm doch die Heimat; so war es auch nicht verwunderlich, dass er auch mal jähzornig wurde. Ich bekam das zu spüren, wenn ich kein gutes Hasenfutter geholt hatte.

Die näher kommende Front machte sich immer mehr bemerkbar, wobei wir Kinder und die Kinder allgemein in einen inneren Angstzustand gerieten. Es flogen große Bomberverbände Tag und Nacht über uns hinweg, um ihre Fracht irgendwo abzuladen, z. B. in Süddeutschland (München und Nürnberg). Bei uns kamen die Jagdbomber (Jabos) und versuchten, die Eisenbahnstrecke zu treffen. Auf der Bahn kam in der Nacht öfter ein Geschütz größten Kalibers und feuerte nach Frankreich. Um das Dorf waren zwei schwere Batterien Artillerie eingegraben, auch leichte und schwere Flugabwehr waren im Einsatz.

Am 24. Februar 1945, nachmittags um 16 Uhr kam ein Verband von sechs Marandemaschinen in Richtung Gottenheim.

Wir Buben waren immer irgendwo unterwegs, aber möglichst in der Nähe des Luftschutzbunkers (ein Stollen im Hahlenrain).

An jenem Nachmittag waren wieder einige Buben auf der Straße beim Bunker. Der Schwenninger Otto ging als erster auf den Kirchenberg. Unmittelbar danach gingen der Grafmüller Max und Anton Hunn auch in Richtung Kirchenberg.

Wir waren noch 4 Buben, Siegfried Schätzle, Walter Faller, Hanspeter Hertweck und ich (Richard Hunn) und oben bei der Kirchenmauer spielte der kleine Peter Leber auf der Straße.

Der Hanspeter bemerkte was bei den Fliegern und rannte in den Bunker, dabei nahm er mir meine Mütze (ein kleines rotes Käppi mit der Aufschrift „Gruß vom Bodensee“). Ich rannte ihm nach, der Mütze wegen, doch kaum einige Schritte im Bunker gab es einen schrecklich lauten Knall, den ich zu meiner Lebzeit nie mehr loswerden werde. Im Bunker drängte alle zum hinteren Ausgang. Da waren Anna und Alfred Schätzle, um ihre Kinder zu suchen. Die waren trotz des großen Schreckens noch da. Wo vorher Häuser waren, sah man nur noch Trümmer und abgedeckte Dächer. Die Menschen vom Bunker suchten nun alle Schutz in der Lempenweggasse.

Tags darauf erfuhr man, dass unter den Toten auch die Buben Walter Faller, Siegfried Schätzle, Anton Hunn und der kleine Peter Leber waren.

Der Umfang der Zerstörung wurde mir als Bub erst später bewusst. Der Weg zum Schutzsuchen war nun die Hogengasse. Man sah zwar, dass der Kirchturm fehlte, der Umfang der Zerstörung und die Umstände, dass man lebte und die anderen tot waren, musste jedoch erst verarbeitet werden und hat bestimmt auch seelische Wunden hinterlassen. Wie man später mitbekam, war das Ziel des Bombeneinsatzes der Kirchturm, dort war eine Funkstation der Wehrmacht, von wo sie auch die feindlichen Funksprüche abhören konnten. Diese Spezialeinheit hatte Gottenheim vorher kurzfristig verlassen.

Für die Bevölkerung, vor allem die alten Leute und Kinder, wurde nun die Angst noch größer. Man hörte auch schon das Rattern der Maschinengewehre und den Lärm der Artillerie in den Vogesen. Es gab auch zunehmend Rücktransporte geschädigter Kriegsmaschinerie von LKWs, Panzern und Dampflok.

Es wurden in unserer Heimat die Abwehrstellungen ausgebaut. Im Hölderle waren die schweren Artillerien eingegraben und Munition gelagert. Die zweite Batterie, drei schwere Langrohrgeschütze standen am Breitmattweg am Brandbach.

Am Eichweg standen die 8.8 Flugabwehrgeschütze. Doch auch sie konnten die hochfliegenden Bomberverbände nicht erreichen. Das letzte Bollwerk gegen den Feind war die Flutung des gesamten Riedes. An der Bötzingen Mühlenbachbrücke am Ortseingang wurde gestaut und das Wasser ins Ried zurück geleitet, um das Gelände zu versumpfen. Es war an jenen März- und Apriltagen ein Eldorado für die Störche.

Im Volksmund sprach man vom Narrensee.

Durch den bevorstehenden Übergang des Rheins sollten die schweren Geschütze an den Schwarzwald zurückverlegt werden. Doch die schweren Fahrzeuge und der Sprit zum Rücktransport reichten nicht mehr aus, im Hölderle mussten zwei Geschütze gesprengt werden. Eines war nicht so stark beschädigt, so dass die jungen Burschen am anderen Tag noch einen Schuss über den Kaiserstuhl abgaben.

Zum Abtransport der Munition in den Schwarzwald wurden alle Pferde- und Ochsen gespanne des Ortes und die Gespanne der Elsässer-Buben eingesetzt. Die Elsässer Buben waren 16-17 Jahre alt und mussten die Pferde ihrer elterlichen Betriebe betreuen. Bei uns in der Scheune standen vier Pferde und wurden betreut von drei Buben. Sie kamen aus dem Raum Vogelgrün und Wolfenzen.

Wir hatten auch einen starken Ochsen, doch unser Pole in seiner Eigenart, meldete den Ochsen krank. Gegen Abend kam eine Abordnung von zwei Soldaten, um die Krankheit des Tieres zu überprüfen. Es wurde eine Untauglichkeit des Ochsen bestätigt, er stand nur auf drei Beinen. Der Pole ging als Helfer zum Munitionsverladen, kehrte aber in der Nacht zu seinem Ochsen zurück und nahm ihm den Lehmwickel ab und löste den Strick, mit dem das Bein abgebunden war und der Ochse stand wieder auf vier Füßen. Die anderen Gespanne waren größtenteils im Schwarzwald verschollen.

Für den jungen Polen war dies eine mutige Tat. Wäre es aber aufgefliegen, wäre eine standrechte Liquidation erfolgt. Der Pole Ignatz hatte in Absprache mit unserer Mutter eine Kiste Bettwäsche in einer trockenen Böschung in den Reben für den Notfall eingegraben.

Ebenso in einem anderen Rain einen Sack Kartoffeln und eine Flasche Mohn-Öl, den Platz wusste nur ich.

Nach Kriegsende versammelten sich die Polen in Freiburg-St. Georgen und später in der Hauptsammelstelle Müllheim zur Rückkehr in die Heimat. Von St. Georgen hat er noch mit der Sense unsere Wiese beim Mundenhof gemäht und das Heu getrocknet. Wir brauchten es nur zu holen. Dies alles zeigt, dass Menschen, denen die Heimat entzogen wurde, mit etwas Freiheit und Verantwortung auch noch menschlich und dankbar sein können. Das selbe galt auch für die drei Elsässer-Buben, die gleich nach Kriegsende um unser Wohlergehen besorgt waren. Die Polen konnten sich auch mit den Ukrainermädchen unterhalten sowie mit den Russinnen. Von all den Heimkehrern gab es später kaum ein Lebenszeichen. Viele wurden nach Sibirien verbannt oder hingerichtet, weil sie für Deutschland gearbeitet hatten und zuviel westliches Gedankengut erworben hatten.

Die Elsässer-Buben mussten an der Feldküche ihr Essen holen; überwiegend Kartoffeln. Meine Mutter machte etwas Fett mit Speck und Zwiebeln über die Kartoffeln. Einer der Buben meinte, „zur Zit griägener kei Fleisch! Der Hauptmann hets Mensch do.“

Nun wieder zurück zur Familie. Der kleine landwirtschaftliche Betrieb lief wieder normal, man konnte die Familie ernähren. Nur die Gesundheit unseres Vaters lag im Argen. Seine Bronchien waren schwer beschädigt und somit die Arbeitsfähigkeit stark eingeschränkt. Als Rente dieses Leidens wurden ihm 7,35 DM bewilligt als Folge einer Verschlimmerung. Er hatte vor der Einberufung schon mal eine Lungenentzündung, was aber die Wehrfähigkeit nicht beeinträchtigte. Der Vater war damit gesundheitlich beeinträchtigt und geschwächt. Am 07. Juni 1958 verstarb er infolge einer kurzen, schweren Lungenentzündung im Alter von 57 Jahren.

Unsere Mutter war durch diese ganzen Jahre stark belastet und erlitt im Februar 1957 ihren ersten Schlaganfall, von dem sie sich nur langsam erholte.

Am 24. Juli 1966 verstarb sie am zweiten Schlaganfall im Alter von 61 Jahren.

Meine Vorstellung, nach der Schule einen handwerklichen Beruf zu erlernen, scheiterte an dieser ganzen Situation und ich war an die kleine Landwirtschaft gebunden. Als Ursache dieses Dilemmas liegt nahe: Unser Vater war nicht in der richtigen Partei! *Er war gläubiger Christ*

Aber alle damaligen Schulkinder hatten dasselbe schwere Los zu ertragen: „Es war Krieg“. Bedingt durch die Grenznähe nach Frankreich war unser Dorf oft von großen Militärverbänden belagert, was auch die Unterbringung der Soldaten im Schulhaus zur Folge hatte. In meinem Elternhaus waren einmal 30 Soldaten eingewiesen in Scheune und Heustock. Es gab große Probleme, zum Beispiel für alle war nur ein Plumpsklo vorhanden, als Waschgelegenheit gab es lediglich einen Wasserhahn im Hof.

Wir Kinder gingen aber auch mit den Soldaten zum Essensempfang in die Feldküche und bewunderten die sauber geputzten Essgeschirre, als Getränke wurden Tee oder Malzkaffee in die Aluminiumflaschen eingefüllt. Vom Kommissbrot bekamen wir immer etwas ab.

Ab Sommer 1941 wurde es bei uns wieder ruhiger (die Front verlagerte sich nach Osten) und der Schulbetrieb wurde wieder normal. Zum Unterricht kamen aber auch schon „Nebentätigkeiten“: Die aufkommenden Kartoffelkäfer mussten eingesammelt werden, für die Feldlazarette wurden Teekräuter (Schachtelhalm, Johanniskraut und Schafgarbe) gesammelt und auf dem Schulspeicher getrocknet. Das Schulhaus wurde mit Holz geheizt (Zimmeröfen), das im Gemeindewald aufbereitete Holz musste jedes Frühjahr von den Schulkindern auf den Speicher getragen werden.

Angeheizt wurde täglich zwischen 6.00 und 7.00 Uhr, nach Unterrichtschluss ging das Feuer aus.

Dem Lehrpersonal war es nun auch gegönnt, den Schülern die „Siege“ der Wehrmacht und die damit wachsende Großdeutschlandkarte zu vermitteln, was bei einigen Lehrkräften große Euphorie auslöste.

Wir hatten meistens die gute freundliche Frau Nick als Klassenlehrerin, die es geschickt verstand, das schulische Lernen im Vordergrund zu behalten. Sie brauchte auch nach Kriegsende nicht „entnazifiziert“ werden.

Die Jahre 1944/45 brachten dann die absolute Katastrophe für die Schule: Schon den ganzen Winter über flogen riesige Bomberverbände über unseren Himmel, tagsüber kamen die Jagdflugzeuge und schossen auf alles, was sich am Boden bewegte.

Nach Kriegsende kamen französische Militäreinheiten in unser Dorf. Die Soldaten mit ihren Fahrzeugen wurden in der Schule und im Schulhof untergebracht. Die Offiziere belegten ihnen passende Wohnungen. Die Verhältnisse zwischen „Sieger“ und „Besiegten“ waren noch tragbar, wozu aber auch der damalige Pfarrer Dr. Schneider beitrug.

Für uns Kinder begann nun auch wieder der Schulunterricht im Gasthaus Krone und Adler. Es war ein Notunterricht. Lehrer waren auch kaum vorhanden. Schulhefte und Schreibzeug waren Mangelware. Die alten Bücher konnten auch nicht mehr verwendet werden. Die Großdeutschland-Karte war verbrannt. Als die französischen Truppen nach und nach abzogen, normalisierte sich der Unterrichtsbetrieb wieder und das Schulhaus konnte wieder benutzt werden.

Nach den Sommerferien 1946 kam Lehrer Gerspacher als Schulleiter nach Gottenheim und mit ihm kam frischer Wind und Ordnung. Wir hatten ihn vom ersten Tage an als Klassenlehrer; er war sehr bemüht, unsere schulischen Defizite aufzuarbeiten, besonders Rechtschreibung und Rechnen. Er verstand es aber auch, den Unterricht mit fröhlichem und religiösem Gesang aufzulockern.

Für mich aus heutiger Sicht gesehen war er der Mensch, der einen der tiefsten Eindrücke in meinem Leben hinterlassen hat, vor allem seine mahnenden und doch prägenden Worte zum Ende der Schulzeit waren immer eine Hilfe fürs Leben.

Unsere Kinder- und Jugendzeit war also recht turbulent und mit viel Negativem verbunden. Als besondere Ereignisse der gesamten Schulzeit war etwa in der zweiten Klasse eine Filmvorführung mit dem Titel „Die Feldmaus und die Stadtmaus“ zu nennen. Etwas später der Film „Quax der Bruchpilot“. Ansonsten wurden wir regelmäßig mit „Fox tönende Wochenschau“ über die Kämpfe und Siege der deutschen Wehrmacht informiert.

Erst mit Lehrer Gerspacher durften wir uns mit einem Schülerchor an den Weihnachts- und Ostergottesdiensten beteiligen und diese mitgestalten.

Der Höhepunkt war am Ende der Schulzeit ein Klassenausflug in den Schwarzwald. Der Vater unseres Mitschülers Hans Bianchi war Kraftfahrer bei der Spedition Götz in Ihringen. Er fuhr uns 18 Schüler samt Lehrer Gerspacher über Todtmoos, Feldberg, Muggenbrunn und Schauinsland und wieder zurück. Es war eine unvergessene

Tagesfahrt. Der Fahrpreis betrug 5,00DM; die erste Deutsche Mark, die wir ausgaben, denn einige Tage zuvor wurde die DM eingeführt.

Ich möchte noch anmerken, dass wir auch zur Firmung 1947 mit dem Lastwagen von Steiert Toni und Ruf Karli zum Freiburger Münster und nach einer Wanderung nach St. Ottilien wieder zurück gefahren wurden. Es war auch ein Erlebnis.

Der Sonntag für uns Jugendliche:

Der Besuch des Sonntagsgottesdienstes vorm Hauptgottesdienst und der Nachmittagsandacht waren selbstverständlich Pflicht. Wer „schwänzte“, bekam Strafe von Pfarrer Legler in Form von Abschreiben einiger Seiten aus dem Katechismus. Von den Eltern zusätzlich noch Hausarrest und sonstige „Wohltaten“. Ebenso Pflicht waren die Schülergottesdienste am Dienstag und Freitag morgens um sieben.

Einmal im Monat mussten wir zur Beichte gehen. Was die Kinder heute im Biologieunterricht über die Fortpflanzung des Menschen lernen, war für uns schwere Sünde.

Diese Familienschicksale gab es in vielen Familien. Besonders das Leid der Eltern, die ihre Söhne im schönsten Alter verloren, oftmals gar der einzige Sohn oder zwei auf einmal oder auch drei. Auch Familienväter waren unter den Opfern. Die Frauen waren mit ihren Kindern plötzlich alleine. Oft kannten die Kinder ihren Vater kaum oder gar nicht, da sie erst um diese Zeit geboren wurden.

Bedenken muss man auch die Angst und Not zuhause, besonders gegen Ende des Krieges, wo Kinder und alte Leute nur noch Schutz suchten in den gegrabenen Ställen in den Hohlwegen. (Holler)

Feldarbeiten wurden oft frühmorgens oder abends ausgeführt, auch die Tiere mussten versorgt werden.

Diese Schicksale der Kriegswirren sollen Erinnerungen sein, die unseren Nachkommen erhalten bleiben sollen.

Richard Hunn
Gottenheim im September 2008